

Sura Odilawadse

Der Duft der Toiletten im Krankenhaus von Chaschuri

Erzählung (34 Seiten)

Aus dem Erzählband: Die Schwangerschaft des Imperiums
184 Seiten, Bakur Sulakauri 2013

Leseprobe

Übersetzung aus dem Georgischen von

Maia Tabukaschwili

Den an der Drogenfront spurlos verschollenen Jungs gewidmet

Das Folgende geschah am 31. August 1974 in Kirowabad alias „Baden-Baden“ⁱ. Ein tatarischer Drogendealer mit Ampullen unter den Eiern betrat das Hotel „Kiapas“. Um sich blickend huschte er durch das Foyer, stieg eilig die Treppe hinauf zum Zimmer der Georgier. Die Jungs spritzten sich den Stoff, fielen einander in die Arme und begannen dann, sich zum Ausgehen im nächtlichen Kirowabad herauszuputzen. Denn auch wenn sie nicht darüber redeten, gingen alle davon aus, dass es eine, wenngleich geringe, Chance gab, russische Tussen aufzureißen. Das war der Moment, als „Narimana“, der sich darüber wunderte, wie ausgiebig die Tbilisser sich desodorierten und parfümierten, mit starkem aserbaidisch-akzentierten historischen Spruch tat: „Товарищи, зачем эта духи? Деор яйца? Настоящий мужчина, тем более наркоман должен пахнуть потом, спермой и гавном – Genossen, wozu das Parfüm? Deospray an den Eiern? Ein echter Mann, noch dazu ein Fixer, sollte nach Sperma und Scheiße riechen.“

Mit dieser Junkie-Weisheit hatte Nariman die außerordentliche Mannhaftigkeit der Fixer loben wollen, die Jungs aber nahmen den Spruch als Ausdruck seiner Unbedarftheit und prägten sich die amüsante Äußerung ein. Die Chippys wussten noch nicht, dass die Drogensucht nach einer dreifaltigen Duftmischung stinkt: nach Entzugsschweiß, abstinenzbedingten Pollutionen und Durchfall.

I. Arzt, Wissenschaftler und Toilettenkenner

Aus irgendeinem Grund ging Dewi Kramnik, Arzt im Tbilisser Stadtteil Wake, selbst dann zum Spritzen immer auf die Toilette, wenn er in seiner Fünzimmerwohnung allein war. Er ließ die Tür immer offen, außer seine Exfrau hatte ihm Lika für einen Tag ausgeliehen, dann schloss er sich fürs Spritzen sorgfältig ein. Das zehnjährige Mädchen ahnte, dass Papa dort etwas Verbotenes, für die *Mami* Abstoßendes tat. Das Kind lauschte an die Tür gelehnt *Papis* Stöhnen, litt mit ihm, wenn dieser schließlich die Vene traf, rannte, sobald Dewi aus der Toilette herauskam, ins Wohnzimmer und starrete gekünstelt auf den Fernseher.

Sein gefährliches Leben als User hatte Doktor Kramnik zu diesem eigenartigen Verhalten gezwungen, mit der Zeit aber war das Sichverstecken eine Gewohnheit geworden, und Dewi entwickelte sich zu einem wahren Toilettenästheten. Nur selten verstieß er gegen die selbst gesetzte Regel. Zum Beispiel hatte er es einmal - er war eilends von Marneuli nach Hause gefahren - nicht mehr ausgehalten und sich gleich in der Küche die Spritze gegeben, weil *Ochse*, sein Freund, der gerade bei ihm zu Hause war, hinter verschlossener Toilettentür stuhlte.

Dewid (so wurde Dewis Name ausgesprochen, als seine Zahnarzt-Mutter in die USA auszuwandern beschloss) Leopoldewitsch Kramnik war ein hochqualifizierter Facharzt für Reanimatologie und Anästhesie. Er hatte es geschafft, zwei Gipfel gleichzeitig zu erklimmen: Unter seinen Kollegen galt er als Topspezialist, zugleich war er unter den spritzenden Medizinern einsame Spitze im Drogenkonsum. Ich

lernte ihn während meines Studiums am medizinischen Institut kennen und überzeugte mich später, dass es sich lohnte, in Drogenangelegenheiten seinem Rat zu folgen.

Dewi Kramnik stand praktisch während seines gesamten bewussten Arzt-Daseins unter Drogen, litt deswegen dauerhaft an Verstopfung, so dass die eigentliche Funktion einer Toilette für ihn nur noch eine untergeordnete Rolle spielte. Dewis Theorie zufolge war das Durchführen von medizinischen Maßnahmen ausschließlich in entsprechenden, dafür geeigneten Räumen zulässig; so war es ihm zufolge auch logisch anzunehmen, dass Toiletten dazu da sind, um sich dort vor fremden Blicken geschützt Drogen zuführen zu können. "Irgendwie riecht die ganze Sache ...", bemerkte Dewi mit dem ironischen Unterton eines Wissenschaftlers und bezeichnete das Schicksal eines Drogensüchtigen als "Phänomen der Unvermeidbarkeit des Lokus". Er war immerhin Absolvent des russischen Sektors des Komarow-Schulinternats für Physik und Mathematik und nach dem Schulabschluss in Medizinwissenschaften recht erfolgreich weiter gekommen.

II. Im Bann der Mannigfaltigkeit der Lokusse

An jenem schicksalhaften Tag bot sich Dewi Kramnik eine wunderbare Gelegenheit, Toiletten zu erkunden. Alles geschah innerhalb von 24 Stunden: Dewi war gerade in Kutaissi zu Besuch bei seinen Eltern, die beide Ärzte waren, er war vor allem wegen des Stoffes dort hingefahren, auch eine kleine Finanzspritze würde ihm nicht schaden, da aber rief die "Sanitäts-Aviation" (in den Provinzregionen der Sowjetunion für Notrufeinsätze qualifizierter Ärzte zuständig) an und Dewi stieg noch in derselben Nacht in den Zug nach Tbilissi. Natürlich rannte er, bevor er sich eine Fahrkarte kaufte und bevor der Zug in den Bahnhof einfuhr, zum Spritzen in die nächstgelegene, nach Urin und Ammoniak stinkende Toilette. Er konnte die Tür der Klokabine nicht abschließen und wurde von hereinlatschenden Leuten einer Hochzeitsgesellschaft gestört. Schließlich traf er die Vene, drückte ab, ließ den Stoff einfließen. Dann kam die Fahrt. Zugtoiletten hasste er am meisten: Ständig klopfte jemand an, drückte die Türklinke hinunter, das Donnern des Zuges dröhnte in den Ohren und, was am allerschlimmsten war, der Boden schwankte heftig. Man konnte sich dem Rhythmus des Zugs kaum anpassen, die Prozedur des Einstechens wurde unerträglich mühsam, während draußen die Uniformierten bedrohlich auf und ab gingen.

Danach lief alles wie üblich. Er suchte die traumatologische Klinik in der Kalinin-Straße auf, traf sich mit dem Chirurgen und fuhr mit ihm zusammen im hellblauen Wolga-21 des Angehörigen einer Patientin über den Rikoti-Pass zum traumatologischen Krankenhaus in Surami. Die Fahrstrecke war für Dewi neben den Kilometertafeln auch von

den am Weg liegenden öffentlichen Toiletten gekennzeichnet. Die Toiletten am Straßenrand prägten sich ihm durch ihren spezifischen Geruch und die erwartbaren Gefahren ein. In Tbilissi war er noch bei Ochse vorbeigefahren, dachte, „der Trottel begleitet mich, bekommt ein wenig Stoff ab, dem reicht ja eine Vogelportion und ich habe meinen Spaß dabei“.

In Surami passierte nichts Außergewöhnliches. Die Ehefrau des fetten Wolga-Besitzers hatte sich einen Knöchel gebrochen. Es musste eine Mini-Operation, eine Osteosynthese, gemacht werden. Darauf folgten zwei weitere „unbedeutende“ chirurgische Eingriffe. Im Übrigen bewertete Dewi den Umfang einer Operation nicht aus dem Blickwinkel eines Anästhesisten, also nicht nach der Schwere der Verletzung sowie der verlorenen Blutmenge, er urteilte aus der Perspektive eines Drogenabhängigen, das heißt, nach Betäubungsmittel- bzw. Fentanyl-Menge, die für den chirurgischen Eingriff nötig war. Er hatte die fünfundzwanzig Ampullen Fentanyl, welche die leitende Krankenschwester für die Operationen vorgesehen hatte, folgendermaßen aufgeteilt: achtzehn Ampullen für Dr. Kramnik, fünf für die Patienten und zwei für Ochse (der kotzte sich fast die Seele aus dem Leib), außerdem steckte er sich zweihundert Rubel in die Tasche.

"Gegen Abend hat sich dann der um seine Frau besorgte Dickwanst in den Kopf gesetzt, mit uns essen zu gehen. Es stellte sich heraus, dass der Besitzer des blauen Wolga ein im Bezirk Chaschuri geschätzter Winzer und dazu noch der Bruder des Chefarztes des traumatologischen Krankenhauses in Surami war.

Mann, wie hätte ich, vollgepumpt wie ich war, noch

trinken können, ich hatte mir einen ganzen Tank gegeben! Wer braucht schon deren sauren Wein, aber der Chirurg und Ochse waren sehr hungrig. Ich hätte einfach gehen sollen, denn Ochse war total high, er musste kotzen und aß dennoch weiter, dieser Saukerl", führte Dewi aus, als er mir die Geschichte schon zum dritten Mal erzählte. Mit Ochse war auch ich befreundet, daher schimpfte Dewi nur in besonderen Situationen über ihn. "Zudem wurde es gerade dunkel. Also dachte ich: Ich schlaf aus und fahr morgen heim. Damals wartete noch meine Frau Nana zu Hause auf mich, meine Nanita und meine kleine Lika. Ach, ich dachte, ich bringe Geld nach Hause, mache ihr eine Freude damit!

Nach dem dritten Glas sauren, kalten Weins würgte es mich, wenn ich nur den Buchstaben 'W' hörte." Er erzählte, dass er den angetrunkenen Winzer zur Seite genommen und ihm spontan etwas vorgelogen hatte:

"'Herr Murman ... Wir müssen, so schnell es geht, zu Ihrer Frau! Etwas an ihrem Aussehen hat mir, als ich sie vorhin untersucht habe, nicht gefallen ... Sie hatte starke Schmerzen, nicht dass ihr Blutdruck noch hochgeht. Im Hinblick auf Hypertonie wäre das nicht günstig, es wäre sogar gefährlich. Wir brauchen Betäubungsmittel, Fentanyl - dieses Medikament lässt den Atem nicht ausgehen ... Wir wollen uns doch nicht die ganze Nacht von Sorgen plagen lassen.'"

Murman war alarmiert, er gab Gas, trank nach dem Ausbringen des Toasts aus einem Sondergefäß, das heißt einem Kristall-Trinkhorn, verschlang dazu einen ganzen Spieß Schaschlik und wählte einen Ersatz-Tischmeister.

"Dann rief seine Schwester den Chefarzt-Bruder an. Wer hätte es gewagt, diesem etwas abzuschlagen?"

Sie fuhren ins Krankenhaus, und eine Packung Fentanyl landete unbemerkt in Dewis Tasche. Die ganze Nacht stand ihm noch bevor: Mit saurem, kaltem, widerlichem Wein, dem anstrengenden Gegröle der Besoffenen und der spiegelblanken, im "Euro-Style" renovierten Toilette des Winzers. Das Klo der Gastgebers, ausgestattet mit einer Eichentür mit goldfarbenem Türgriff, abgehängter Glasdecke, tschechischer Sanitäreinrichtung sowie mit Kacheln und Fliesen aus Italien, gefiel ihm sehr: die Kacheln hellgrün, die Toilettenschüssel blau und die Fliesen schwarz: "Das rote Blut fiel auf den schwarzen Fliesen kaum auf." Er wischte das Blut nicht weg, fuhr bloß einmal mit der Schuhsohle darüber.

III. Die geplatzte Bauchaorta

Am frühen Morgen, gegen sieben, kreuzte in Begleitung eines Milizvorstehers der Chefarzt des Eisenbahnkrankenhauses auf. Dem Vater des Polizisten musste dringend ein Tumor im Bereich der Bauchaorta operiert werden. An einen guten Anästhesisten kam man damals schwer heran. Von einem aus Tbilissi angereisten Professor konnte man nur träumen.

"Ich war fein raus, war der morgendlichen Sauferei entkommen! Wie Ehrengäste wurden Ochse und ich in einem schwarzen '24', mit einer kurzen Antenne auf dem Dach, ins Eisenbahnkrankenhaus kutschiert.

... Mitten in der Operation platzte die Bauchaorta! Ich hatte es am Morgen zwar noch geschafft, in der 'Euro-Style'-Toilette des Winzers ein wenig zu pumpen, aber was können fünf Ampullen schon ausrichten? Ich bekam fürchterliche Angst, hellrotes Blut überschwemmte den ganzen OP-Saal. Bei jedem Zusammenziehen des Herzmuskels spritzte eine rote Fontäne aus dem Bauch: pfit! pfit! Ich und die Chirurgen waren wie Ostereier von oben bis unten eingefärbt. Die Operationslampe war blutüberströmt, wir hatten praktisch keine Beleuchtung mehr. Der Blutdruck fiel auf Null, der Puls ließ sich nicht mehr messen ... Schnell, Katheter! Eine reichliche Transfusion, Prednisolon, dann ein blindes Herumwühlen von Chirurgenhänden im Bauch. Und ... Und, wir haben's geschafft! Das Herz entkrampfte sich, der Blutdruck blieb bei 80 stehen. Wir waren alle in Schweiß gebadet. Das ganze Fentanyl kam heraus, ich begann zu frieren. High war

jetzt nur noch mein rot eingefärbter Mantel. Die Sorge um einen Patienten kann viel Stoff verbrauchen."

Nach drei oder vier Stunden war die Operation endlich vollbracht, man rollte den operierten Alten in die Reanimation.

"Diesmal verkosteten wir das 'endemische' Fentanyl, gleich dort, im OP-Block, wir mussten nicht mal austreten. Als wir allein waren, bat ich Ochse, mir vom Tisch der Krankenschwester eine Spritze zu reichen. Ich konnte mich vor Erschöpfung und Entzug kaum noch vom Fleck rühren. Er zog daraufhin ausgerechnet ein steriles Tuch weg und fing an, in den für eine OP vorbereiteten Instrumenten zu kramen! So was Blödem bin ich nie im Leben begegnet!

Ich schrie: 'Mann, was tust du, verdammt nochmal, die sind doch steril! Wie kannst du da mit deinen dreckigen Pfoten hineinlangen?' Der Trottel erwiderte: 'Ich hab sie gewaschen, verdammt, nach dem Essen gewaschen, ich schwör's! Du glaubst mir nicht?'

Was will man da noch sagen, es war sowieso schon zu spät, die Bakterien von seinen Händen, mit denen er sich ständig im Schritt kratzte, waren längst auf die OP-Instrumente übersiedelt. Ich stürzte hin, zog mit zwei Fingern eine Zwanzigerspritze samt Nadel heraus und schob das Tuch wieder zurecht. Ich hätte ja der OP-Krankenschwester kaum erzählen können, Ochse habe mit seinen Sperma-Händen in den Instrumenten herumgewühlt. Wir ließen sie so zurück.

Der Gewinn: zehn Stück für mich, zwei für Ochse. Ochse musste wieder kotzen bis zum Abwinken, also aufs Klo rennen und die dortigen Düfte inhalieren. Der Saukerl! Ich zog

meinen mit Fentanyl-Schweiß durchtränkten, blutverschmierten Mantel aus. Ochse war total zugehörnt, völlig fertig, schlapp und ausgelaugt. Der Ärmste nickte gleich dort ein und lag so da in der Emailwanne und döste auch für mich mit. Blut, Schweiß und Stoff.

Ich wurde nach dem Spritzen wieder munter, schlüpfte in den Arztkittel und steuerte auf die Reanimation zu. Ich zündete eine Zigarette an und zog gierig daran. Im Flur lief mir der Milizvorsteher hinterher, er wollte mir hundert Rubel in die Tasche stopfen. Ich widersetzte mich, dachte, sein Leid würde ihm langen; in wenigen Monaten sollte sein Vater an Bauchspeicheldrüsenkrebs sterben.“

IV. Die Toilette der chirurgischen Abteilung des 1. Krankenhauses von Chaschuri

"Während wir miteinander rangelten, erhob sich weiter vorne ein Aufruhr. Leute aus dem städtischen Krankenhaus kamen hereingestürmt, ein junger Kerl war durch einen Bauchschuss verletzt worden. Du weißt ja, ein Anästhesist ist in der Provinz immer noch Mangelware, insbesondere solche mit meiner Ausbildung gab es nicht einmal in Tbilissi viele. Ich schaute bei dem operierten Opa vorbei, er wirkte stabil. Der Polizist attackierte mich erneut. Ich gab nach, so gelang es ihm, endlich seine Hand in meine zu stecken. Ich schenkte zwanzig Rubel der Krankenschwester, dreißig steckte ich dem Alten unter das Kissen, fünfzig Rubel blieben für mich. Dann sagte ich mir: 'Auf geht's, jetzt wird der Verwundete gerettet!'"

Dewi war, wie alle Menschen, die in die Drogensucht abgerutscht sind, ein unverbesserlicher Pessimist. Er las immerzu Kafka, mehrmals das gleiche, am liebsten Erzählungen über Kakerlaken, Ratten und Maulwürfe. Er las dünne, schwarze Bände mit Kafkas silbernem Schriftzug, geklaut aus dem Schrank von Ochsens Akademiker-Vater. Er sagte, je weniger er Kafka mit dem Verstand fassen könne, umso begeisterter fühle er ihn mit seinem Herzen.

"Wir kamen hin, das Krankenhaus wirkte trostlos, leidend. Seine Fassadenhaut war schuppig und verpickelt wie von Nesselsucht - ein einziger moosüberwachsener Betonklotz. Das Gebäude glotzte mich aus zerbrochenen Fenstern an. Ich lief zu seinem aufgerissenen, alles verschlingenden Aluminiummund und passierte die anstelle der Scheiben

reingenagelten, fauligen Furnierholzzähne. Eine dunkle Höhle lag vor mir, mit vielen Maulwurfsgängen. Wir stiegen in die Chirurgie hinauf. Der Patient war bereits auf dem Weg zum OP. Er hatte sich schon beruhigt, stöhnte leise, er hatte sich offenbar damit abgefunden, zu sterben. Es musste ihm schnell geholfen werden, ich musste ihn noch umstimmen.

Ich schob ihn in den Saal, untersuchte ihn rasch, gleich dort auf der Liege. Sein Bauch war ein einziges Durcheinander, kleingehackt wie die Füllung einer Frikadelle. Dazu Blut und Schießpulver. Die schwärzlichen Wunden blubberten. Der Täter hatte ihm die Waffe gegen den Bauch gedrückt und gefeuert. Kurz, für den Anfang brauchten wir beide Stoff. Ich wies die Krankenschwester an, ihm Schmerzmittel zu spritzen, schloss ihn an die Infusion an und gab ihm zusätzlich Dexamethason aus meinem eigenen Vorrat. Ich verließ den OP, um mit den Chirurgen zu sprechen. Meine kategorische Forderung hörte sich so an:

'Fentanyl! Zwei Packungen, Beeilung!'

Sie schienen zu zögern, blickten einander an, wollten den Schatz nicht rausrücken.

'Zwei Packungen, sofort!'

Die Ärzte weigerten sich entschieden, ganz besonders ein kleiner Dickwanst mit dünnem Schnurrbart. Die Kostbarkeit stand offenbar unter seiner Obhut.

'Woher sollen wir Fentanyl haben?', erwiderte er. Da hätte ich schon merken müssen, dass dieses Herumdrucksen nicht Gutes zu bedeuten hatte, dass die ins Drogenbusiness verstrickt sein mussten und deshalb knickerten. Ich hätte ihn kaufen sollen, Mann, stell dir vor!

Ich vergaß die Vorsicht: Wir beide, der Verwundete und ich, brauchten dringend Stoff.

Am Ende der Debatte machte der Kleine eine resignierte Geste mit seiner für einen Chirurgen unpassend kurzen, fleischigen Hand, warf mir einen hasserfüllten Blick zu und verschwand im Flur. Der Chefarzt hatte ihn aufgefordert, das Mittel zu bringen, denn schließlich war ich derjenige, der zu diesem Zeitpunkt die Bedingungen stellte, ich der 'Professor aus Tbilissi'.

Noch war es nicht zu spät, die verräterischen Kollegen zu durchschauen! Ochse machte mich auf den kleinen Fleischklops aufmerksam: 'Der ist Armenier, und ich hab kein gutes Gefühl bei dem Typen, gib Obacht.' Ich hätte auf ihn hören sollen, aber wollte ich auf Ochse hören?

Bevor sie das Mittel herbeibrachten, wies ich die assistierende Anästhesie-Krankenschwester ein, lagerte den Patienten von der Liege auf den Tisch um und schloss ihn mit der zweiten Vene für alle Fälle an die Flasche mit der 'Ringer' an. Der Bauch, eine Mixtur aus Blut und Schießpulver blubberte nach wie vor. Der Hurensohn hatte angelegt und abgedrückt! Aber wer weiß schon, wer von beiden der Schuldige war?

Ich verabreichte ihm Relanium, mit Atropin vermengtes Dimedrol, darauf wurde er ganz still und schloss die Augen. Die Chirurgen waren dabei, sich die Hände zu waschen. Ich hörte das Quietschen der Aluminiumtür des OPs und raffte sofort, dass der Überbringer gekommen war. Da war er, mein verschwitzter, keuchender, dicker Fentanyl-Bote! Er überreichte es mir widerwillig, und ich las auf seiner Stirn: 'Wäre nicht dieser Verwundete, wüsste ich schon, was

du von mir bekommen hättest.' Euphorisiert von meinem Sieg, war ich knapp davor, mich in den Fleischklops zu vernarren. Ich trug den Chirurgen auf:

'Bereitet das OP-Feld vor, rasiert und wascht ihn, ich bin gleich wieder da.' Beim Verlassen des Saals warf ich einen Blick zurück: Das ganze medizinische Personal sah mir mit bohrenden Blicken nach, ihre Augen folgten mir bis in die Toilette der Chirurgischen Abteilung des 1. Krankenhauses von Chaschuri. Mindestens zehn Augenpaare waren das, die mir folgten, im Flur kamen weitere dazu, von Kopf bis Fuß war ich mit Augen übersät. Diese übermäßige Aufmerksamkeit machte mich selbst blind, daher fiel mir nicht auf, wie groß die Ampullen waren!

Ich hätte es checken müssen! Der Fleischklops hatte beim Überreichen der Packungen geschleift, er hatte mir nicht in die Augen schauen können. Ich raffte es nicht, ich Depp, ich hatte es eilig, der Bauch war voll Blut! Die schwarzen Schießpulverwunden blubberten beim Atmen, schrien nach Hilfe, verdammter Mist!

Bevor ich aus dem OP ging, hatte ich der Krankenschwester eine Packung Fentanyl gegeben und mir unauffällig eine 20er Rekord-Spritze in die Tasche gesteckt. Während man dem Verletzten den Bauch rasierte (der Sanitäter hatte, wie in jedem Krankenhaus, erst lange den Rasierer gesucht und vor sich hin gebrummt), die Chirurgen den OP-Bereich mit Desinfektionslösung behandelten, hätte ich mir locker einen Schuss genehmigen und dann noch eine paffen können. Aber du weißt ja, der Entzug kennt keine Geduld. Ich rannte wie ein Irrer aus dem OP, sauste an Ochse vorbei und trat in die bemerkenswerte Toilette der chirurgischen

Abteilung des 1. Krankenhauses von Chaschuri. Ach, wäre ich bloß nie geboren oder hätte ich mir ein Bein gebrochen, bevor ich dort hineinging! Hätte ich bloß nie einen Fuß dort hineingesetzt, verdammte Scheiße!“

Der säuerliche Geruch der Toilette der chirurgischen Abteilung des Krankenhauses von Chaschuri war zwar etwas weniger intensiv als der methanhaltige, faulige Gestank der Klos in der Rikoti-Schlucht oder der des Bahnhofs in Kutaissi, doch war er wenig typisch für eine medizinische Einrichtung, vergegenwärtigte man sich den Duft der Toiletten des Krankenhauses von Surami oder gar den feinen, bleichmittelhaltigen Duft der sauberen Toiletten der Guduschauri-Klinik für Traumatologie in Tbilissi. Doktor Kramnik soll dieses nicht gerade angenehme Aroma des Chaschuri-Krankenhauses am Anfang sogar gefallen haben: „So ist es halt: Wenn du Stoff in der Tasche hast, kommt dir wegen der Vorfreude auf den Rausch auch der übelste Gestank als Wohlgeruch vor.“

„Mann, ich schuftete mir den Buckel krumm, machte mir Sorgen, und diesem Trottel fiel nicht Besseres ein, als mir hinterherzurennen. Der hat mich echt gefickt mit seinem 'Spritze mir, spritze mir!'. Dabei war er seit dem Tag davor am Kotzen. Wozu brauchte der noch Stoff? Verficktes Scheiß-Fentanyl! Dieser Trottel hat mich voll abgelenkt, verfickt noch mal! Allerdings hat er mich, dass muss ich zugeben, gewarnt, der Typ sei Armenier, ich solle bei diesem Hurensohn gut aufpassen. Bruder, Otschil, nimm's mir nicht übel, die Schimpferei bringt mich durcheinander: f... die Mütter von Ochse, vom Armenier und vom Fentanyl noch dazu!“

Auf diese Art sprach und schimpfte Dewi noch, nachdem

er längst Dr. med. geworden war. Erregt zündete er sich eine Zigarette an, nahm einen tiefen Zug und erzählte weiter:

"Ich rannte aufs Klo, meine Hände zitterten so, dass ich allen zehn Ampullen die Köpfe mit den Zähnen abbiss und mir die Zunge verletzte, mein Mund füllte sich mit spitzen Scherben, auch die Lippe blutete. Ich sog zwanzig Milligramm heraus und begann mit der stumpfen Rekord-Nadel in meinen Venen herumzubohren. Mit Müh und Not schaffte ich es, eine zentrale Vene zu durchstoßen, und drückte ab. Ein oder zwei Milligramm flossen hinten raus. Nach zehn Milligramm spürte ich etwas Ungutes, als würde mir jemand einen Schlag auf den Kopf geben, eine unangenehme Welle durchfuhr meinen Körper ... Dennoch drückte ich zu Ende und da ging mir auf: Ich hatte Droperidol gespritzt, zwanzig Milligramm Dro-peri-dol!!!"

Diese Geschichte hat er mir an die sieben Mal erzählt, bei jedem Mal steigerten sich die an Ochse adressierten Schimpfwörter. Als er den Namen Droperidol zum ersten Mal aussprach, ging ein Zucken durch seinen Körper, seine Schultern sanken nach unten und er sah mich hilflos, mit tränenvollen Augen an: "Bruder, Otschil, nur in einem Fall wäre ich dazu in der Lage, jemanden zu verpfeifen! Nämlich, wenn man mich dazu bringt, Droperidol zu spritzen." Dabei bezog er ständig Prügel von den Bullen, doch hat er nie jemanden verpiffen, er hielt sich beispielhaft an den „Ehrenkodex“.

"Junge, du weißt doch, was für ein Mittel Droperidol ist!"

"Ja, ein Neuroleptikum, zehnmal stärker als Aminasin ..."

“Nein, nein, das steht für Grünschnäbel in den Studienbüchern, dort heißt es, er wirke super beruhigend und entspannend ... Erst später, als ich an meiner Diss saß, habe ich herausgefunden, dass Mundeler und De Castroⁱⁱ die Wirkung von Droperidol auf die menschliche Psyche als 'Versteinerungssyndrom', beschrieben haben! Das heißt, es lässt dich zu Stein erstarren, macht dich unbeweglich wie eine Skulptur. Von außen wirkst du ruhig, in der Tat aber bist du völlig gelähmt, nicht in der Lage, den Arsch zu heben, du bist schlicht und ergreifend ein Stein, ein großer Felsklotz! Zudem denkt dieser Klotz über furchterregende Dinge nach! Was die Wirkungsstärke betrifft, ist Droperidol, stell dir vor, sechzehn Mal so stark wie Aminasin!”

V. Umzug ins Badezimmer

Als Dewi mir die Chaschuri-Story zum siebten und letzten Mal erzählte, hatte er seinen Beruf als Anästhesiologe längst aufgegeben, und von der Allgemeinmedizin hatte sein Gedächtnis nur noch Bruchstücke behalten. Er hatte die Fünzimmerwohnung in Wake, die seiner in die USA übersiedelten Mutter gehörte, verkauft und war in eine Einzimmerwohnung in der Chilian-Strasse gezogen. „Wo bitte schön soll ich in den Staaten Opium, Anhydrid und Lösungsmittel finden, wo Mesika aus Marneuli?“, soll er seiner Mutter gesagt haben und war in Tbilissi geblieben. Mit dem gesamten Geld, es müssen mindestens 80 000 gewesen sein, hat er wohl Stoff gekauft und in seine verdorrten Venen gepumpt.

Zu dieser Zeit war er nicht mehr als Arzt tätig und flitzte schon morgens über Marneuli nach Kirowabad, um dort Opium zu kaufen. Von „Swetafora“ in Rustawi zu Mesika und „Kitaia“ nach Marneuli, zum Kasachen Ilchama und Norika und Amira nach Kirowabad.

Bei einem unserer Treffen erzählte er mir: „Ich bin gerade erst wiedergekommen. Man hat mich in Kirowabad wieder einmal festgenommen und eingesperrt, bis meine Familie bezahlt hatte, ins Irrenhaus! In 'Baden-Baden' hat mir der Chef der Ermittlungsabteilung der Erste-Mai-Inspektion bei der Vernehmung gesagt: 'Du bist kein Doktor für medizinische Wissenschaften, sondern Doktor für narkologische Wissenschaften!'"

Dewi waren zwei Dinge vollkommen wurst: Zeit und Geld.

„Man sagt ja, Zeit sei Geld, manche drehen jede Kopeke

um, andere wiederum werfen das Geld zum Fenster hinaus, ich gehöre zu Letzteren, ich scheiß aufs Geld und auf die verschwendete Zeit obendrauf! Ich habe mich selbst schon oft gefragt: 'Junge, so viel Not hast du gesehen, du hast alles wegen der Sucht verloren, den Beruf, die Familie, dein ganzes Leben, was würdest du machen, würdest du alles von vorne beginnen können?' Ich habe lang nachgedacht und beschlossen, ich würde trotzdem spritzen, aber ich würde mich dabei vernünftiger anstellen. Dieses verdammte Zeug, du weißt ja, wie es ist: Wenn du einmal auf den Geschmack gekommen bist, ist es aus und vorbei, du wirst den Rausch nie vergessen können, auch wenn du hundert Leben lebst! Sich dabei vernünftig anstellen, was soll ich dazu sagen? Was Stoff betrifft, macht es nur Sinn, ihn kein erstes Mal zu probieren. Sonst bist du am Arsch."

So ein geistvoller Fixer war Dewid Leopoldowitsch Kramnik. Zum Schluss fuhr er, um die Polizei auszutricksen, mit Lika zusammen zwei Mal am Tag nur noch zu Mesika nach Marneuli. Fröhlich und gegen Abend. Kirowabad war ihm jetzt zu weit weg, und wegen den Bullen kam man nur schwer rüber. Seine Tochter ausgenommen, konnte er an nichts mehr außer Stoff denken, er sagte, er spritze, um Lika sehen zu können, anders käme er gar nicht mehr aus dem Bett.

"Junge", sagte er mir, „ich habe den Sinn des Lebens noch nie verstanden, wozu leben die Leute überhaupt? Wonach streben sie? Ich werde sterben, ohne den Sinn dieses geschäftigen Ameisengerennes begriffen zu haben ... Oder sind's Kakerlaken oder Ratten? Sag schon, wie heißen diese Viecher? Kinder sind der einzige Sinn des Lebens! Kinder sind etwas Tolles! Die Liebe zu ihnen ist ein so starkes

Gefühl, dass darin unbedingt etwas Animalisches sein muss, etwas Ursprüngliches.“

Als ich ihm zum letzten Mal begegnete, war er mit seinem orangen „06“ unterwegs, es war Winter. Seine nackten Füße steckten in schwarzen Sandalen. „Ich bin gerade erst aus Marneuli zurück, unterwegs habe ich mit Mesika zusammen ordentlich gepumpt!“ Wir stiegen in seine Wohnung: Ein kleines Zimmer, fünf mal vier Meter, eine Küche, ein Badezimmer mit einem Klo drin, gesättigt mit dem Geruch von Zigaretten, Lösungsmittel, Anhydrid und Einsamkeit. Im Zimmer stand eine zusammenklappbare Liege, daneben ein niedriger Tisch mit einem Ascher voller Zigarettenstummel, ein Fernseher war noch da und eine mit Tesafilm umwickelte Fernbedienung. Er führte mich ins Bad, drehte sich dort mit erloschenem Blick zu mir:

„Mit dem Geld habe ich nur das Badezimmer und die Toilette renovieren lassen. Für mehr hat es nicht gereicht, du weißt, wie es mit dem Stoff ist, für was anderes bleibt nicht viel übrig. Im Prinzip hocke ich den ganzen Tag hier drin, wenigstens der Lokus sollte etwas taugen. Ich mühe mich so ab, wenn ich spritzen will, ich brauche mindestens eine Stunde, bis ich die Vene gefunden habe, da ist's ja nicht nötig, dass ich mich da noch ins Zimmer schleppen muss. Dann fange ich an, mir den Magen auszuspülen, wegen Darmverschluss und so. Ich habe 'C', mit Leberzirrhose ... Allein von Aids bin ich Gott sei Dank verschont geblieben. Irgendwann wird es immer dunkel und ich muss wegen dem Stoff nach Marneuli.“

Dewi schob sich die Hand in den Schritt und holte eine in Aluminiumfolie gewickelte Tüte mit Opium heraus, recht

groß, zwei bis drei Gramm vielleicht, und fing an, die Kugel einzukochen.

„Ballerst du mit?“

„...“

„Komm, mach's lieber nicht, nicht dass du wieder schussgeil wirst. Mann, du hast echt noch zeitig die Kurve gekriegt. Es kommt wirklich nur darauf an, was man aus 'ner schlechten Erfahrung macht. Alle Achtung!“

Der arme Dewi begann nun in seinem umgebauten Badezimmer seine Glieder abzubinden, sie mit „Nadelstickereien“ zu verzieren und auf diese Weise nach verschwundenen Venen zu suchen. Erst probierte er es mit der Achsel, dann stach er sich in die "pochende" Vene, also in die Leiste. Er saß in seinem mit rosafarbenen italienischen Kacheln verkleideten Badezimmer auf dem Klosett tschechischer Herstellung, ein nacktes, blutverschmiertes, schwärenübersätes dunkles Skelett mit tränenden Augäpfeln im Schädel. Blut, Schweiß, Tränen.

Es gelang ihm schließlich, zehn Milligramm „Opium-Banja“ - hausgemachtes Heroin, angereichert mit Relanium und Rohypnol - zu drücken, und warf noch eine Handvoll Tabletten ein. Danach schlief er auf der Stelle eine ganze Stunde lang mit heruntergezogener Hose und runterhängendem Kiefer. Dann blinzelte er, erhob sich, trottete ins Zimmer und zündete sich eine Zigarette an.

„Oh, Mann, mir geht's total dreckig, ich kratz bald ab, hundert Pro. Mich beschäftigt die Sache mit Gott in letzter Zeit, du hast sicher keinen Schimmer, bist ja noch gesund, wirst es erst verstehen, wenn dir der Arsch auf Grundeis geht. Willst du wissen, wie's mir in Chaschuri ergangen ist?“

Komm, ich zeig dir was, verlach mich aber nicht ...“

Dewi hob die Matratze hoch und zog vergilbte, in eine gefaltete Zeitung gelegte DIN-A4-Blätter hervor.

„Das hier hab ich in der Toilette des Krankenhauses in Chaschuri geschrieben, nachdem ich mir Droperidol geballert hatte. Ich weiß, auch du versuchst dich im Schreiben, vielleicht fängst du damit etwas an. Tausch nur den Namen aus, falls du es veröffentlichst, du kennst ja die Bullen!“

Das Gespenst der Polizei verfolgte Dewi, obwohl er kurz vorm Tod stand, noch immer. Ein entsetzliches, erniedrigendes Gefühl, das erst verschwinden würde, wenn er selbst nicht mehr da war. Dewi dämmerte auf der Liege ein. Ich nahm ihm die runtergebrannte Zigarette aus den Fingern, küsste ihn aus irgendeinem Grund auf die schweißnasse Stirn und ging.

VI. Franz Kafkas Versteinerungssyndrom

Die Blätter waren mit Tee- und Kaffeeflecken übersät, auf manchen waren Zigarettenlöcher, manche wiesen rostfarbene Tropfen auf. Blut, Schweiß, Droperidol.

Auf der ersten Seite stand geschrieben: „20 mg Droperidol!“

Dann: „Manchmal verstehe ich nicht, wie die Menschen den Begriff 'Lustigkeit' gefunden haben, wahrscheinlich hat man ihn als Gegensatz der Traurigkeit nur errechnet.“ (Franz Kafka: Briefe an Milena)

Ich sitze in dem Ekel erregendem Lokus des Krankenhauses in Chaschuri fest. Ich habe 20 mg Droperidol gepumpt. Der unterschwellige Verdacht hat sich bestätigt! Der Armenier muss mit seinen georgischen Kollegen zusammen Drogengeschäfte gemacht, sprich Fentanyl vertickt haben. Ein erfahrener Fälscher hat dann dieses fürchterliche Droperidol in die leeren Ampullen gefüllt. Chirurgen wie Betäubungsmittelkonsumenten waren zufrieden. Ein narkotisierter Patient hätte ihnen ja kaum sagen können: „Warum habt mir statt Betäubungsmittel Droperidol gespritzt? Warum bloß ihr Schweine?“ Die schweinische Gier hat mich verdorben, ich war zu ungeduldig. Deshalb also wollten sie mir den Stoff vorenthalten, sie hatten mich durchschaut und hatten Schiss davor, ich würde sie verraten, diese Wichser! Droperidol - o Schicksal und Vorsehung des Narko-Medikus! Ich bin einfach so, wie ich war, hocken

geblieben. Ich habe mich in einen schutzlosen, einsamen, gedankenversunkenen Steinklotz verwandelt. Über mein Gehirn legte sich bleischwerer Nebel und aus einem endlosem Tunnel herausströmende Stille. Angst und Schrecken. Ein versengter Schweinskopf auf einem Markttisch, Ohren und Rüssel schlecht enthaart, an die 500 Kilo dürfte er wiegen - genau so ein Gewicht hat sich auf meinen Rücken gelegt und drückt mich nieder. Mundelers und De Castros belgisch-französisches Meisterwerk - "Franz Kafkas Versteinerungssyndrom"! Oh, wäre es nur möglich, die beiden irgendwo in Wake einzufangen und jedem von ihnen mindestens zwei Milligramm reinzudrücken! Riesengroße Wellen krachen in Zeitlupe gegen den felsigen Berg in mir, ganz still, ohne Geräusch. Immer wieder lösen sich gewaltige Brocken und beginnen durch meinen Kopf zu rollen. 2 mg Droperidol reichen für eine vollständige "Versteinerung" längstens aus. 20 mg würden wohl hundert Irre auf der Stelle zu Eis erstarren lassen. Was hätte es anderes mit mir machen können? Ich verwandle mich in eine steinerne *Titanic*, allein im unendlichen, tobenden Ozean. Ein einziger mit der Realität verbundener Gedankenfunke blitzt auf: das nun ruhige Gesicht des Verwundeten und sein wie Frikadellenfleisch zerrupfter, mit blubberndem Blut gefüllter Bauch. Irgendwo in der Unendlichkeit des finsternen Tunnels zittert mein Schicksal in Erwartung des schweren Verdikts. Eine lange, anstrengende Operation steht mir bevor - was soll ich bloß machen? Ochse kommt aufgeregt in die Toilette gestürmt.

"Junge, wo steckst du so lange? Ballerst du mir eine?
Komm, hol den Stoff raus, schnell bitte ..."

Der Berg hört Ochses Worte von ganz weit weg. Er hat
keine Lust zu antworten:

"Schieb ab, du ..."

Hinter der Tür vibrieren vielstimmige Laute:

"Was macht er noch, kommt er nicht raus? Die Chirurgen
warten auf ihn!"

Der Felsenberg erhebt sich schwer und gleitet hinaus
wie ein Schiff, taumelnd, ohne mit dem Boden in
Berührung zu kommen. Bevor er den Korridor bewältigen
kann, der zum OP-Saal führt, stößt er mit einem weißen
Eisberg zusammen. Das Eis sieht aus wie ein Angehöriger
des jungen Verwundeten. Die Wirkung des Mittels wird
stärker, die *Titanic* beginnt sich mit Wasser zu füllen.
Körper und Seele haben sich endgültig voneinander
getrennt.

Der OP-Saal hat ordentlich an Umfang zugenommen, die
Decke hat sich gesenkt, die Menschen darin sind
geschrumpft. Der Berg schaut aus der Gulliver-
Perspektive auf die Liliputaner hinunter. Die S-förmig
gebogene OP-Leuchte an der niedrigen Decke nervt mit
ihrem gelben Licht und wirft lila Strichpunkte auf das
medizinische Personal; auf dem OP-Tisch in der Mitte
liegt ein blutüberströmtes Wesen, im rembrandtschen
Feuer hell erleuchtet. Im Bildhintergrund: Dunkelheit
umgibt die Chirurgen in grünen Kitteln und mit dem
Mundschutz im Gesicht, nur ihre Augen sieht man und
ihre großen, spitzen Ohren; ihre behandschuhten Hände
halten sie wie üblich im Ellbogen gebogen, die Finger

nach oben gespreizt; der Schnurrbart des Dickwanstes wirkt wie ein dünner Strich, die Handflächen hält er an einander gedrückt, die Finger ineinander verschlungenen; die OP-Krankenschwester hantiert an ihrem hohen Tisch, geräuschlos legt sie die vernickelten, glänzenden OP-Instrumente zurecht, bereitet Tampons zum Aufsaugen des Bluts vor; kalter Steinboden.

Der einzige Zufluchtshafen in diesem fremden, feindlich gesinnten Ozean ist meine Lieblingskrankenschwester "Anästhesistka". Sie steht da in den Flammen des rembrandtschen Feuers und wartet auf mich! Übrigens sind die Mädels mit diesem Beruf bemerkenswert hübsch und anmutig, ausgenommen ein paar Drachen, die wie Habichte über den Stoff wachen. Die *Titanic* bewegt sich schleppend in Richtung des reizvollen Hafens mit den geschminkten Augen. Mit leisem Gedröhn wirft sie den Anker und krallt sich beim Kopf des schlafenden Patienten mit beiden Händen am kalten Eisen des OP-Tischs fest. Ein Felsbrocken löst sich vom Berg, dann ein zweiter ... Geräuschlos stürzt der Anker in den Ozean, das Wasser spritzt hoch. Mit verwundertem Gesicht und erotisch anmutendem, leicht geöffnetem Mund, wartet "Anästhesistka" auf die Anweisungen des Berges. Alle Augenpaare sind aufmerksam auf das gerade hereingekommene, deformierte Objekt gerichtet. Eine Riesenwelle klatscht gegen den Felsenberg. Er hält sich mit aller Kraft am OP-Tisch fest und stiert in die halbgeschlossenen Augen des Patienten: "Ach, du armer Kerl, in was für einem Elend wir beide stecken."

"Doktor, was hast du, ist dir schlecht?", hört er
"Anästhesistka" sagen.

Schlechtes Zeichen, sie siezt mich nicht mehr, es
scheint nicht gut um mich zu stehen, denkt der Berg.

"Ja... sehr schl..."

Da dreht die Krankenschwester den Chirurgen den Rücken
zu, ihre Augen weiten sich plötzlich und sie deutet mit
der Nase auf seinen rechten Ellbogen. Die versteinerte
Titanic starrt auf den großen Fleck auf dem
Kittelärmel. Blut breitet sich nach unten aus, in
nassem, schreiendem Rot ... Was für ein frisches Rot
das nur ist, ganz eigenartig klebrig und nass! Der
verdunkelte, endlose Tunnel ist bezaubert von der
Schönheit des Bluts. (Ich hatte mich mit einer dicken,
stumpfen Nadel gespritzt. In der Eile muss ich
vergessen haben, mir den Arm zu verbinden. Das Blut
fließt aus der Vene, sickert durch den weißen Kittel
und tropft in lebendigen Tropfen auf den kalten
Steinboden.)

"Mir wursch... Mir geht's schlll... sehr schl..." Wie
ein Besoffener wiegt der Berg den Kopf vieldeutig hin
und her.

"Was sollen wir tun, Doktor?"

Zum Glück habe ich dich, meine Süße! Der Dickwanst da
würde am liebsten die Handschuhe weglegen und mir an
die Gurgel gehen. Die Augen dieser Schlange sind nur
noch zwei schmale Schlitze, er wirft den anderen
triumphierende Blicke zu: Ich hab's euch doch gesagt,
was das für einer ist, dieser Tbilisser! Kurz vereinigt
sich die Seele mit dem Körper, das Zeitgefühl kehrt

auch zurück! Du Dickwanst, wenn du mir in der Kekelidse-Straße je über den Weg läufst ...! Der Felsenberg kocht vor Wut. Die Seele mischt sich wieder mit dem dunklen Äther des Tunnels:

"Holt jemm... schnllll!! Ich werd... diktierr...", bringt der Berg nach großer Anstrengung hervor. Nach fünf oder zehn Minuten, aber nicht mehr als nach einer halben Stunde (die Stein-Zeit fließt durch einen anderen Raum, durch den ausgedehnten Raum des Tunnels) fliegt eine junge Assistenzfee herein: "Ich nicht, ich nicht, ich kann noch nichts, ich hab Angst", piepst sie. Unterdessen haben die Sanitäter auf Anweisung meines Schutzengels "Anästhesistka" eine Liege hereingebracht, stellen sie neben den OP-Tisch, parallel zum Verletzten, und lagern den Steinklotz darauf. Die *Titanic* beginnt aus dem finsternen Tunnel heraus die Narkose zu dirigieren.

Das wichtigste ist jetzt die Intubation, das heißt, das Hineinzwängen des biegsamen Kunststoffschlauchs durch die Luftröhre in die Lungen beziehungsweise die Bronchien, um dann den Patienten an die Maschine zu schließen und künstlich beatmen zu können. Die Prozedur dauert eine knappe Minute, ist jedoch sehr gefährlich. Denn in diesem Moment ist die Atmung des Patienten unterbunden; wenn die Intubation nicht innerhalb von höchstens fünf Minuten erfolgt, ist er hinüber! Der Steinklotz nimmt riesige Maße an, der endlose Tunnel weitet sich, gegen den Felsrand schlägt die nächste stumme Welle.

"Hex...enal... füll in ... ja ... das ... komm sch...
keine ... Anngsss! Mach sch...!"

Der Berg überträgt seine steinerne Unerschütterlichkeit vollständig auf die angehende Ärztin. Die Intubation ist erfolgt, der Patient wird künstlich beatmet. Der Berg atmet durch. Die elastische Masse des Droperidols fühlt den OP-Saal komplett aus, reißt die Tür aus den Angeln und beginnt sich gegen die Wände pressend in den Gängen auszubreiten. Sie drückt auch die Fenster aus den Rahmen und strömt hinaus auf die Straßen von Chaschuri. Der Berg schließt die Augen, die Lava fließt von den Straßen in die Höfe und macht vor den Häusern Halt. Sie breitet sich nicht weiter aus ...

Nur dunkel erinnere ich mich, dass die Operation irgendwann vorbei war und der Kerl überlebt hat! Spätnachts wachte ich in einer kalten, unbenutzten Abstellkammer auf. Ich lag verschwitzt auf einer dreckigen Matratze, ohne Bettwäsche. Das Beben, ausgelöst durch den Ausbruch des Droperidol-Vulkans, hatte aufgehört, die Lava zog sich von den Straßen durch die Krankenhausfenster in meine Ohren zurück. Auch der Tunnel war zusammengeschrumpft. Von früher wusste ich noch, dass mindestens 48 Stunden vergehen mussten, bis ich endgültig genesen wäre, so stand es auch in den Büchern, allerdings hatte ich mit zwanzig Gramm eine neue Anwendung ausgetestet.

Ochse trampelte herein, wollte noch immer dasselbe, er wollte Stoff, der Idiot. Danach war mir nun gerade gar nicht!

"Schieb ab ..."

"Kommst du mit? Ich hab Gurama getroffen, es gibt eine Fete, guten Wein, guten Schaschlik!"

Ochse hatte wohl einen Freund aus Chaschuri getroffen und wollte sich, ein echter Hornochse, aufs Feiern einstimmen.

"Hey, Mann, mir ist gerade nicht nach Feiern zumute, mir strömt Lava durch die Ohren."

"Was?"

"Hau ab, echt. Bring die 'Anästhesistka' her, ich muss ihr was sagen."

Ochse steht total auf junge Krankenschwestern ... Wobei, alte und Nicht-Krankenschwestern würde dieser brünstige Kerl auch nicht von der Bettkante stoßen. Er ließ sich das nicht zweimal sagen. Unterwegs überlegte er sich schon, ob Gurama wohl eine Bude zur Verfügung stellen könnte. Da kam schon mein liebes Engelchen hereingeeilt.

"Mein Mädchen, meine Fee!"

"Was gibt's, Doktor Kramnik?"

"Was macht der Verwundete?"

"Es geht ihm gut, Doktor Kramnik."

"Geh schon, bring drei, vier Ampullen Seduxen und spritz es mir ... Und vergiss nicht, dem mopsigen Chirurgen auszurichten: Deine Mutter fick ich, ganz herzlich!!!

Dewi Kramnik, 1984

Sura Odilawadse, geb. 1954, Journalist und Blogger, wuchs in Tbilissi auf. Studium der Medizin. 2013 zwei Veröffentlichungen: *Die Schwangerschaft des Imperiums*, Erzählungen über die Jahre 1960 bis 2000, den Zerfall des Sowjetimperiums; *Der Puppenspieler von Neu-Babylon*, Kurzroman über den wachsenden fundamentalistischen Einfluss der Kirche im gegenwärtigen Georgien.

ⁱ „Baden-Baden“ ist ein Szene-Name für Kirowabad, heute Gandscha in Aserbaidshan. Es soll dort in der Sowjetzeit eine Entzugsanstalt gegeben haben.

ⁱⁱ De Castro G., Anästhesist, beschrieb zusammen mit P. Mundeler 1959 die Neuroleptanalgesie. Diese ist eine Sonderform der Analgesie, bei der ein hochpotentes Neuroleptikum (z.B. Droperidol) in Kombination mit einem potenten Schmerzmittel (meist Fentanyl) und einem Narkosegas (z.B. Distickstoffmonoxid) einen narkoseähnlichen Zustand erzeugt. Im Unterschied zur Narkose befindet sich der Patient jedoch nicht in tiefer Bewusstlosigkeit, sondern ist lediglich stark sediert bei erheblich reduziertem Schmerzempfinden. Die Neuroleptanalgesie wird heute kaum mehr eingesetzt.